



# ANDRIN

MARTINA  
ALTSCHÄFER

Mirabilis Verlag

Wenn man vom Zustand der Militärstraße auf die Wehrhaftigkeit der hiesigen Armee schließen wollte, drängte sich der Gedanke auf, das ganze Land könne problemlos mit Steinschleudern in Besitz genommen werden. Die Straße, auf der wir jetzt entlangrupelten, war nicht nur extrem schmal, sie hatte auch die gesamte Palette an Straßenschäden zu bieten: Abbrüche, Spurrillen und Bodenwellen, Schlagloch reihte sich an Schlagloch.

Trotzdem kam Andrin mir jetzt weniger angespannt vor. Seit wir die Passstraße verlassen hatten, fuhr er mit der schlafwandlerischen Sicherheit des Ortskundigen. So gut es ging, umkurvte er die schadhaftesten Stellen. Für seine Ausweichmanöver war wenig Raum und so blieb es nicht aus, dass es den Jeep abenteuerlich von einer Seite auf die andere warf. Wir Insassen wurden kräftig durchgeschüttelt. Ich hielt mich gleichzeitig an Deckengriff und Sitz fest, um nicht gegen irgendetwas geschleudert zu werden. Andrin hatte nur das Lenkrad zum Festhalten; bei den ärgsten Löchern hob es ihn zentimeterhoch aus seinem Sitz.

Draußen nagte das Unwetter unermüdlich an Farben und Formen, hatte Himmel, Wiesen, Fels und was sonst draußen an uns vorbeiziehen mochte, vertilgt und die Landschaft als undurchsichtigen Watteklumpen wieder ausgespuckt. Ich wusste schon lange nicht mehr, wo wir uns befanden. Alles war grau. Es gab das Nebelgrau, das nicht nur den Raum sondern auch die Zeit egalisierte. Es gab das Wassergrau, das vom Himmel rauschte, das schuttartig gegen

die Scheiben klatschte, das in Bächen über die Straße lief, so dass der Jeep sekundenlang schwamm, wenn die Reifen den Kontakt zum Boden verloren, und es gab das Grau, das sich in meinem Kopf ausbreitete, das meine ursprüngliche Vorstellung von Voglweh verblassen ließ, als würden Schwamm und Wasser ein unvollständiges oder misslungenes Aquarell vom Papier waschen. Und alles verband sich in dem nicht enden wollenden Geprassel der Regentropfen auf Fenster, Dach, Motorhaube und Ladung mit dem Taktschlag, mit dem der Scheibenwischer das Konzert dirigierte und dabei ein Tempo anschlug, schneller als ein Sportlerherz bei maximaler Belastung.

Ich kann nicht sagen, wie lange wir in dieser Schlechtwetterwolke gefangen waren, bis der Regen etwas nachließ und der Nebel transparenter wurde. Von irgendwoher fiel ein magisches Licht in die Umgegend und lupfte das Grau wie einen Theatervorhang verheißungsvolle zwei, drei Meter empor.

Zu beiden Seiten des Fahrzeugs materialisierten sich vor Nässe glänzende Sockelzonen anthrazitfarbener Felswände und verloren sich in unwägbareren Höhen. Erst hielten sie Abstand, rahmten die Fahrbahn respektvoll ein, dann kamen die Wände näher und näher, wurden aufdringlich, waren weniger als eine Armlänge, dann eine Handbreit vom Jeep entfernt, bis die Straße nur noch ein Spalt im Fels war.

Wir holpterten durch den steinernen Kanal, eine Klamm, bis die rechte Felswand abrupt endete. Mehr Licht kam durch die Wolken, brachte nun eine deutliche Verbesserung der Sicht, bis die

Umgebung wieder farbig wurde. Aus meinem Fenster sah ich weit unterhalb der Straße ein grünes Tal. Inmitten des Tals lag ein See, dessen von Regen und Wind bewegte Oberfläche in einem dunklen Türkis schimmerte.

»Da ist es«, sagte Andrin, leiser nun, da die Wassertropfen we-niger heftig auf das Auto trommelten. Das Unwetter schien abzu-klingen. Ich fand, dass wir uns eine Atempause verdient hatten.

Ab jetzt ging es bergab. Die Fahrt wurde rasant, links war der Fels, die rechte Straßenflanke war ungesichert, keine Leitplanke, keine Mauer, nicht einmal ein Begrenzungspfosten markierte das steil abfallende Gelände direkt neben der Fahrbahn. Der Jeep rollte schneller, wie ein Lasttier, das den heimatlichen Stall wittert. An-drin hielt das Fahrzeug dicht an der Felswand, da an meiner Seite der Abgrund gähnte. »Da ist der Zufluss des Sees!« Mit einer raschen Kopfbewegung wies er in Richtung eines Baches oder Flus-ses, der zäh wie Quecksilber in den Wiesen glitzerte, um sich kurz darauf als Wasserfall in den See zu stürzen.

»Zum Schwimmen zu kalt?«, fragte ich, nur um auch mal wieder etwas zu sagen. Vier Worte, die angespannte Kiefern Muskulatur zu lösen.

»Für mich ist es okay«, antwortete er.

Allein der Gedanke an ein Bad in diesem See jagte mir erneut einen Kälteschauer über den Rücken. »Okay ...«, wiederholte ich und zog die letzten Buchstaben des Wortes als Dehnübung für die verkniffenen Lippen in die Länge.

Rund um den See lagen Felsbrocken, wie hingestreut, als hätten Kinder mit Murmeln gespielt und wären gegangen, ohne aufzuräumen. Ich hätte nicht sagen können, wie breit der Zufluss, wie groß der See, die Steine oder die Wiesen sein mochten, weil ich während der Blindfahrt jeden Maßstab verloren hatte. Erst als Andrin mich auf drei braune Kühe in Ufernähe aufmerksam machte, indem er sagte, er müsse ihnen nur im Herbst Heu und Kraftfutter bringen, bekam ich wieder ein Gefühl für die richtigen Größenverhältnisse. Demnach hatte der See ungefähr die Ausmaße zweier Fußballfelder und die Steinmurmeln waren so gewaltig, dass höchstens Kinder von Riesen damit hätten spielen können.

Seit unserem kurzen Gespräch auf der Passstraße wusste ich, dass ich hier kein Dorf und kein Hotel erwarten durfte, aber derart verlassen hatte ich mir Voglweh dann doch nicht vorgestellt. Soweit ich sehen konnte, gab es nicht einmal einen zentralen Siedlungsbereich.

Nachdem wir die Talsohle erreicht hatten, führte die Straße erst auf den See zu und folgte dann der Uferzone. Links des Weges, ein Stück den Berg hoch, tauchten nacheinander drei Häuser auf, tauchte vielmehr das auf, was von ihnen übriggeblieben war: zweimal in Trümmern liegende Überreste menschlicher Behausungen, mehr oder weniger dem Verfall preisgegeben, glaslose Fensterhöhlen in grauen Steinmauern, die Dächer weitestgehend ohne Ziegel. Das dritte Haus bot mit Abstand den traurigsten Anblick. Da standen sich nur noch zwei Außenwände gegenüber, überspannt vom Gerippe des Dachstuhls, und eine Schneise verlief durch den wohnlichen Kern, als wäre eine Planierdrape mitten durchs Haus gewalzt. »Wahnsinn!«, sagte ich. »Krasse Ruinen.«

»Das wird alles schon noch!«, behauptete Andrin und verbreitete einen Optimismus, der mir angesichts der hier versammelten steingewordenen Depression ziemlich naiv erschien.

Nach einer nahezu rechtwinkligen Kurve fuhren wir über eine alte Steinbrücke, die gleichzeitig als Wehr diente, auf die andere Seite des Sees. Auch hier gab es mehrere Häuser, die so weit entfernt voneinander standen, dass es aussah, als hätten ihre Erbauer einander nicht ausstehen können.

Diese Häuser waren besser erhalten als die auf der anderen Talseite. Einige schienen bewohnt oder zumindest bewohnbar zu sein. An einem Haus wurde gebaut, zwei wurden offensichtlich sogar beheizt, denn aus ihren Schornsteinen quoll Rauch. Der Wind wehte so kräftig, dass er die Fahnen bereits an den Schornsteinanten abknickte und gen Boden drückte.

»Wie viele Leute, hast du noch mal gesagt, leben hier oben?«, fragte ich, und er antwortete ausweichend, es wären früher mehr gewesen.

»Verstehe«, sagte ich, obwohl ich nichts verstand. Ein Wortwechsel wie in der Anfangsszene eines zweitklassigen Thrillers, dachte ich, jetzt ein Kamerazoom, das Gesicht der Darstellerin, mein Gesicht, in Großaufnahme, der Ausdruck irgendwo zwischen aufsteigender Panik und der Erkenntnis, dass es bereits in der nächsten Einstellung ziemlich gefährlich werden könnte und dass hier eine Geschichte erzählt wurde, in der sich eine vertrauensselige Person, in diesem Fall bedauerlicherweise ich, ins Unglück stürzte, weil sie freiwillig zu einem Psychopathen ins Auto gestiegen war. Und das alles nur, weil es ein wenig geregnet hatte.

Vorsichtig und nur aus dem Augenwinkel musterte ich Andrin erneut, fand, dass er verkniffener dreinschaute, ausgerechnet jetzt, da der schwierigste Teil der Fahrt doch überstanden war.

»Ist was?«, fragte er misstrauisch, weil er meinen Blick gespürt hatte.

»Alles gut!«, versicherte ich schnell und hakte nach, um dem Kopfkino einen Riegel vorzuschieben: »Und wie viele Einwohner hat Voglweh heute genau?«

»Eigentlich sind drei Häuser bewohnt, aber der Koch ist vergangenen Herbst weggegangen«, wich er wieder aus.

Sinnlos, dachte ich und beschloss, es dabei zu belassen. Genau genommen konnte es mir total egal sein, wer hier wann und mit wem lebte oder gelebt hatte.

Unterdessen hatten wir das Baustellenhaus passiert, neben dem ein provisorisch errichtetes Wellblechdach eine Schubkarre, eine Betonmischmaschine und anderes Werkzeug vor dem Regen schützte. Es war kein Neubau, das Haus war alt, ein heftiger Sanierungsfall, wie mir schien, der bis zu seiner Fertigstellung noch jede Menge Arbeit, Zeit und Geld verschlingen würde.

»Da bin ich gerade dran, bin aber bald fertig«, erklärte Andrin und verbreitete wieder diesen schwer nachvollziehbaren Optimismus, über den ich mich schon auf der anderen Talseite gewundert hatte.

»Fehlt ja nur noch das Badezimmer!«, kommentierte ich trocken und er nickte.

Am nächsten Haus hielt er an. Es war verhältnismäßig klein, massiv aus grauem Stein gebaut und wies im Gegensatz zu seinen

Kollegen nicht die geringste Beschädigung auf. Haustür, Fenster und die Klappläden waren leuchtend blau gestrichen und gaben dem Haus einen wohnlichen und einladenden Touch.

»Meine Frau wohnt hier«, sagte er.

»Du nicht?«, wunderte ich mich.

»Nein, ich wohne da oben!« Er beugte sich über das Lenkrad und blickte in Richtung eines weiter oben am Hang stehenden Gebäudes. Es war um einiges größer als das, vor dem wir gerade gehalten hatten, sah aber mindestens genauso intakt und gepflegt aus. Klappläden und Türen waren rot-weiß lackiert, rot die Gartenbank auf der Terrasse, leuchtende Farbkleckse im verregneten Grau und Grün der restlichen Umgebung, die das Haus noch freundlicher und wärmer als das seiner Frau aussehen ließen.

»Ihr habt gleich zwei Häuser!«, stellte ich erstaunt fest. Angesichts der Abgeschiedenheit und Einsamkeit dieses Tales fand ich es schon ein wenig exzentrisch, dass hier oben jeder in einem eigenen Haus wohnte.

»Nur um das Risiko zu minimieren«, sagte er.

»So schlecht versteht ihr euch?«, fragte ich und lächelte, als hätte ich seinen letzten Satz als Scherz aufgefasst.

»Nein«, entgegnete er, »wegen der Steinbewegungen, zur Sicherheit. Dann ist sie beruhigter.« Mich hingegen beunruhigte seine Antwort. Wieder diese verdammten Steine, dachte ich, und es wäre mir in diesem Moment tausendmal lieber gewesen, das Paar lebte lediglich aufgrund unüberwindbarer Beziehungsprobleme in unterschiedlichen Häusern.

Andrin hatte zweimal kurz gehupt. Kurz darauf öffnete sich die Haustür und eine weibliche Person, etwa in seinem Alter, kam unter einem geblühten Regenschirm mit schnellen Schritten zum Auto. Andrins Frau, die zum Glück keine Fiktion war, begrüßte erst ihn und streckte dann mir die Hand entgegen. »Ich bin Uta«, stellte sie sich vor und ließ sich ganz real anfassen.

»Susanne!«, erwiderte ich und fühlte mich allein durch ihren Händedruck zum ersten Mal an diesem Tag willkommen.

Uta, klein und zierlich, mit einem kurzen grauen Lockenschopf, hatte offenbar auf die Post gewartet, die Andrin ihr aus dem Fenster reichte. Während sie den Stapel einmal rasch durchblätterte, verlor er zu meiner Anwesenheit auf dem Beifahrersitz genau vier Worte. »Hab ich unterwegs aufgelesen«, sagte er und sie nickte abwesend, als sei es das Selbstverständlichste auf der Welt, dass ihr Mann nach Hause mitbrachte, was er zufällig am Wegesrand auffas.

»Kommst du zum Essen?«, fragte er. »Ich koch nachher.«

»Nein«, sagte sie, blickte von ihrer Post auf und lächelte mir kurz zu. »Das Wetter ist zu schlecht!« Damit verabschiedete sie sich und rannte zum Haus zurück.

Wir fuhren noch ein Stück und hielten wenig später vor dem Gebäude mit den rot-weißen Klappläden. Andrins Haus war an den Hang gebaut, ein paar Treppenstufen führten zur Haustür, seitlich ging eine weitere Tür zur Terrasse hinaus. Von der Terrasse, die der Balkon des ersten Stocks überdachte, waren es nur wenige Meter zu einem umzäunten Garten mit einem originellen Gewächshaus, das aus alten Fenstern zusammengepuzzelt war. Hinter dem Glas

wucherten Pflanzen, zwischen deren Blättern viele rote Früchte leuchteten.

»Sind das jetzt schon Tomaten?«, fragte ich ungläubig und er nickte. Es mussten unzählige Früchte sein, die hier zu einer Jahreszeit reif wurden, in der die Natur andernorts noch mit den Folgen des Winterschlafs zu kämpfen hatte.

»Wir können momentan gar nicht so viele Tomaten und Zucchini essen, wie wir ernten«, sagte er. »Die Tomaten koche ich ein. Ich mache auch Saucen. Aber mit den Zucchini weiß ich bald nicht mehr wohin.« Er hatte den Motor abgestellt und die Handbremse angezogen. »Komm erstmal ins Trockene!«, meinte er. »Ich lade später ab.«

Das chaotische Innenleben seines Jeeps noch vor Augen, wurde ich schon im Eingangsbereich von klarer Ordnung und einer geschmackvollen Einrichtung überrascht. Der Flur, von dem eine Holzterrasse in das obere Stockwerk führte, war großzügig bemessen. Der Boden war mit Natursteinplatten belegt, deren Kühle ein breiter orientalischer Läufer milderte. Ein schön bemalter, wuchtiger Bauernschrank und ein kleiner Tisch mit einem Sessel waren die einzigen Möbelstücke. An weiß verputzten Wänden hingen starkfarbige Malereien, jedes Bild postkartengroß, aber aufwendig in dunkle, breite Rahmen gefasst. Am Fuß der Treppe hing ein vor-sintflutlicher schwarzer Telefonkasten.

»Wohnzimmer, Arbeitszimmer, Schlafzimmer, mein Bad und die Küche«, zählte Andrin auf und deutete dabei so rasch auf die schweren dunklen Holztüren, dass ich es mir unmöglich merken

konnte. »Die Gästezimmer sind oben«, sagte er. »Gib mal die Jacke und die Schuhe her.« Ich zog beides aus und er versorgte alles in dem Bauernschrank. »Morgen ist das wieder trocken«, versprach er und öffnete die Tür zur Küche.

Ein intensiver Duft nach Tomaten und Rosmarin schlug uns entgegen und für einen Moment war mir, als wäre ich schon in Italien angekommen.

Die Küche war ebenso geräumig, ordentlich und funktional wie der Flur, in dunklem Holz die Schränke, der Tisch, die Eckbank und die Stühle.

»Willst du was trinken?«, fragte Andrin und holte, ohne eine Antwort abzuwarten, ein Glas und stellte es auf den Tisch. Dann ging er zum Spülstein, über dem ein Fenster den Blick in den Garten freigab. Auf dem Sims reiheten sich Tonkrüge in unterschiedlichen Größen und Farben, ein jeder mit einem Holzbrett abgedeckt. Andrin nahm den größten Krug und stellte ihn neben das Glas auf den Tisch. »Da ist Wasser!«, sagte er. »Ich lad ab und hol deine Sachen rein. Dann zeig ich dir das Zimmer.«

Nachdem die Türe hinter ihm zugefallen war, ging ich zum Fenster, weil ich mir zuerst die erstaunlichen Tomaten- und Zucchinipflanzen hinter den Glasscheiben des improvisierten Gewächshauses anschauen wollte. Die Sträucher waren mannshoch, hingen tatsächlich voller Früchte, und ich dachte, hier musste irgendein raffiniertes Beleuchtungs- und Heizungssystem installiert worden sein und dazu ein außergewöhnlich effizientes Düngemittel verwendet werden. Ich nahm mir vor, Andrin bei Gelegenheit danach zu fragen und, wenn er nichts dagegen hatte, einmal durch

Garten und Gewächshaus zu gehen, bevor ich am nächsten Tag weiterreiste.

Die Küche war warm und gemütlich. Mir gefielen der gewachste Dielenboden und die Möbel, Maßanfertigungen, wie ich vermutete. Das Spülbecken und die Arbeitsplatte waren aus Naturstein und über dem fünfflämmigen Gasherd hingen an einer Stange neben Töpfen, Pfannen, Schneebesen und Schöpfkellen auch zu Strängen gebundene Zwiebeln und Knoblauchzehen griffbereit. Zwischen Herd und Kühlschrank standen zwölf große Einmachgläser mit feuerwehrotem Tomatenpüree auf einem Tuch. Das Tuch war noch feucht. In einem Korb, direkt daneben, wartete bereits der nächste Schwung Tomaten und Zucchini auf seine Verarbeitung.

Nachdem ich mir alles angesehen hatte, setzte ich mich auf die Eckbank, über der in einem goldenen Rahmen ein echtes Ölgemälde hing. Es war ein Küchenstillleben, appetitlich anzuschauende Camembertstücke unter einer Käseglocke und eine Schale mit Äpfeln und Trauben. Der Hintergrund war dunkel. Soweit ich das als Laie beurteilen konnte, eine eher grobe Malerei, aber doch so geschickt gemacht, dass ich glaubte, den Käse riechen zu können. Ich nahm das Glas und schenkte mir Wasser ein, dabei rutschte ein Steinsplitter über den Boden des Kruges. Obwohl ich nicht besonders durstig war, trank ich alles aus. Zum ersten Mal an diesem verrückten Tag hatte ich das Gefühl, mich ein wenig zu entspannen.

## *Das Gästezimmer*

Es dauerte, bis Andrin zurückkam. Irgendwann hörte ich, wie die Eingangstür geöffnet wurde, hörte, wie er im Flur Gepäck absetzte, Schuhe und Jacke auszog, und dann das Knarren der Schranktür. Kurz darauf kam er in die Küche, entschuldigte sich, dass er mich hatte warten lassen und erklärte sein Ausbleiben damit, dass er noch bei den Hühnern gewesen sei. Zum Beweis stellte er einen Metallkorb mit verblüffend großen Eiern auf den Tisch. Die Eier hatten sonderbare Farben. Es gab zwar auch normale hellbraune Eier, alle anderen aber waren bunt, waren beige mit dunkelbraunen Sprenkeln, waren olivgrün, hellgrün, himmelblau und türkis. Eines war sogar regelrecht rosa.

»Was habt ihr denn hier oben für interessante Hühner?«, fragte ich, nahm eines dieser Rieseneier und wog es in der Hand. Wenn die Vielfarbigkeit schon seltsam war, waren die imposante Größe und das Gewicht der Eier noch sonderbarer. »Wenn du nicht gesagt hättest, dass das Hühnereier sind, hätte ich eher auf gefärbte Gänseeier getippt«, sagte ich.

»Nee, Hühner!«, bestätigte er, aber als ich nachfragte, welche außergewöhnliche Hühnerrasse solche Megaeier legte, ließ er sich keine Information entlocken. »Keine besonderen«, beendete er das Thema. Dann sagte er, er wolle mir jetzt das Gästezimmer zeigen und danach mit dem Kochen anfangen.

Das Zimmer befand sich im ersten Stock auf der rechten Seite des Ganges. »Ich hoffe, es genügt deinen Ansprüchen«, sagte Andrin.

Er hatte den Satz mit einem ironischen Unterton unterlegt, als hätte ich mich als verwöhnte Person geoutet, die nur in First-Class-Hotels abstieg. Er setzte den Rucksack ab, den er mir am Fuß der Treppe abgenommen und hochgetragen hatte, ging zu der Fensterfront und zog die schweren Vorhänge vor Fenster und Balkontür auf. »Normalerweise hat man von hier aus einen ganz guten Blick auf den See und die Berge«, sagte er. Auf dem Balkon standen ein Liegestuhl und ein kleiner runder Tisch, auf dem eine Tasse Kaffee oder ein Glas Wein abstellen konnte, wer sich dort sonnte. Aktuell war daran natürlich nicht zu denken. Auf dem Balkon war alles nass und von der Aussicht hatte das Unwetter erneut nur undeutliche Schemen übrig gelassen. Seit wir angekommen waren, war das Wetter wieder schlechter, der Regen wieder stärker geworden, und der Wind blies mittlerweile kräftiger als während der gesamten Fahrt hierher. Er trieb die Regentropfen nahezu waagrecht über die Distanz des breiten Dachüberstands und peitschte sie gegen die Fensterscheiben. »Wir lassen das besser zu«, meinte Andrin und schloss die Vorhänge wieder. »Dies wird eh keine Nacht zum Rausschauen!«

Aus einer Kommode nahm er zwei weiße Frotteehandtücher, wies darauf hin, dass hier immer Nachschub, auch ein Bademantel, falls gewünscht, zu finden wäre. Er öffnete eine zweite Tür, hinter der sich ein Bad befand. Es war nicht besonders groß, aber genauso komfortabel und geschmackvoll eingerichtet wie der Rest des Hauses. Man konnte es nur vom Gästezimmer aus betreten, was bedeutete, dass ich es mit niemandem teilen musste. Diesen Umstand verbuchte ich sofort als absoluten Luxus.

Eine Wanne mit Duschvorhang nahm die ganze Seite unter dem Fenster ein. Wer hier badete, konnte, wenn der Himmel wolkenlos war, am Tag die Berge und nachts die Sterne sehen. Neben dem Waschbecken stand ein Regal, auf dem nicht nur ein Föhn lag, sondern auch Körbe mit verschiedensten Hygieneartikeln standen. Vom Shampoo bis zur Körperlotion war alles vorhanden. Ich hatte auf die Schnelle sogar Heftpflaster und eine Heilsalbe entdeckt und war mir sicher, bei all dieser Umsicht irgendwo auch Tampons finden zu können.

»Lass mich einfach wissen, wenn noch etwas fehlt«, sagte er.

»Hier fehlt nichts!«, antwortete ich prompt. »Alles perfekt. Besser als in jedem Fünf-Sterne-Hotel.«

Auch wenn Andrin vielleicht nicht der freundlichste oder kommunikativste aller Gastgeber war, konnte ich mir in diesem Moment ein zufriedenes Grinsen nicht verkneifen. Ich hatte mir vorgestellt, wie und wo das Großmaul Boy diese Nacht verbringen würde.

»Na dann«, sagte er. »Richte dich ein. Kannst baden, Zeit ist genug. Ich muss duschen, dann fange ich an zu kochen. Komm runter, wenn du fertig bist.«

Nachdem die Türe hinter ihm ins Schloss gefallen war, ging ich ins Bad und ließ mir ein Fichtennadelbad ein. Während das Wasser lief, hatte ich Zeit, mich im Zimmer umzusehen. Die Einrichtung war schlicht, aber stilsicher gewählt. Die Möbel, die Accessoires, alles zeugte von der Kultiviertheit und offensichtlich auch vom Wohlstand des Hausherrn. Das Bett war aus Zirbelholz, eine Holzart, die, wie er mir später erklärte, gute Träume garantierte. Es war

ausladend, Kissen und Decke waren frisch bezogen, als hätte man mit Besuch gerechnet. Wie ich es in jedem Hotelzimmer mache, prüfte ich die Matratze, die weich und nachgiebig war und selbst bei jemandem, der sich nicht so müde und zerschlagen fühlte, Vorfreude aufs Schlafengehen geweckt hätte. Ein grob behauener Holzklotz neben dem Bett mit einer futuristischen Lampe, deren Form mich an einen Designklassiker erinnerte, diente als Nachttisch. Vis-à-vis dem Bett, direkt über der Kommode, hing ein Spiegel. Auf der Kommode standen eine rechteckige flache Tonschale, eine japanische Keramik, wie ich vermutete, und eine Skulptur, dreißig oder vierzig Zentimeter hoch, die eine grob geschnitzte männliche Figur zeigte. Sie war bemalt, die Hose des Mannes war schwarz, das Hemd weiß, Arme, Gesicht und Füße waren hautfarben. Der Mann stand barfuß auf einer goldenen Kugel, die glänzte, als wäre sie mit Blattgold überzogen. Ansonsten gab es im Zimmer einen Schrank und einen Ledersessel mit Fußbank und Stehlampe. Ein Ensemble aus Schreibtisch und passendem Stuhl vor dem Fenster erschien mir spontan der perfekte Arbeitsplatz für eine Schriftstellerin zu sein. Eine Bakelitschale für Stifte, die Schreibunterlage aus Leder und ein kleines Bronzefohlen, das offenbar als Briefbeschwerer diente, luden zum Arbeiten ein, selbst wenn es nie wieder aufhören sollte zu regnen.

Das auffälligste Stück im Zimmer aber war der orientalische Teppich, der mitten im Raum den größten Teil der Holzdielen bedeckte. Es war ein Bilderteppich, auf dessen schwarzem Grund sich eine Jagdgesellschaft tummelte. Wilde Tiere, ein prächtiges Rahmenornament aus Blumen und Blütenranken erhoben sich

leuchtend aus dem dicht geknüpften Dunkel. Der Flor des Teppichs war kurz und glatt wie das Fell eines edlen Rennpferdes und schimmerte seidig. Eigentlich fand ich, dass er viel zu schade zum Betreten war.

Ehe ich mich in der Ikonografie des Teppichs verlor, nahm ich meinen Rechner und etwas zum Anziehen aus dem Rucksack. Dann erst zog ich meine nassen Sachen aus, hängte sie zum Trocknen über den Schreibtischstuhl und stieg in die Wanne.

Das warme Wasser war grün und roch jenseits der Baumgrenze nach Fichtenwald. Ich streckte die müden Glieder aus. An den Schienbeinen schmerzten Muskeln, von denen ich bisher nicht geahnt hatte, dass sie existierten, und in meinen Oberschenkeln kribbelte es, als ob ganze Armeen von Ameisen darin auf und ab marschierten.

Draußen wurde es Abend und ich, entspannt und zunehmend schwerelos, lauschte auf den Regen, das Heulen des Windes und auf die Geräusche im Haus. Ich schloss die Augen, rutschte tiefer in die Wanne, bis Kinn und Mund von Wasser bedeckt waren. So lag ich ganz still, damit kein Tropfen Flüssigkeit in die Nasenlöcher kam, und inhalierte den intensiven Duft von Fichtennadeln.

Im Erdgeschoss wurde ein Wasserhahn aufgedreht. Andrin duschte. Erst als er anfang, in der Küche mit Töpfen und Pfannen zu klappern, bemerkte ich, dass das Badewasser kühl geworden war. Ich kratzte den letzten Rest Energie zusammen, quälte mich aus der Wanne und verarztete die Wunden an meinen Füßen. Ich tupfte die betroffenen Stellen vorsichtig trocken, trug die Heilsalbe

auf und klebte Pflaster darüber. Mit Unbehagen dachte ich, wie weh es tun würde, am nächsten Tag wieder in die festen Schuhe schlüpfen zu müssen. Dann zog ich trockene Kleider an und verließ strümpfig und auf den Ballen humpelnd das Zimmer.

### *Abendessen*

Andrin stand in der Küche am Herd und rührte in seinen Töpfen. Er hatte sich umgezogen, hatte saubere Jeans und Sweatshirt an und als Schürzenersatz ein kariertes Küchenhandtuch vorne in den Hosenbund gesteckt. Der Tisch war fix und fertig gedeckt für zwei Personen, zwei Teller für jeden, für Vor- und Hauptspeise, nahm ich an, Wassergläser, dazu Stoffservietten und Besteck. Weingläser fehlten auf dieser aufwendig gedeckten Tafel.

»Und Uta kommt also wirklich nicht zum Essen?«, fragte ich. Der Vorname seiner Frau kam mir in dieser Vertraulichkeit noch ein wenig holprig über die Lippen.

»Heute Abend nicht.« Er deutete mit der Spitze seines Küchenmessers auf die Eckbank, sagte: »Setz dich«, und das tat ich, obwohl ich eigentlich höflich hatte fragen wollen, ob ich ihm irgendetwas helfen könne.

In einer Pfanne brutzelten Speck- und Zwiebelwürfel und verströmten ein derart unverschämt verführerisches Aroma, dass mir das Wasser im Mund zusammenlief.

»Ich mach uns eine Quichel!«, erklärte Andrin, drehte mir den Rücken zu und begann eine Zucchini in dünne Scheiben zu

schneiden. Weil man kein guter Gast ist, wenn man seinen Gastgeber anschweigt, begann ich eine unverfängliche Plauderei. »Ein außergewöhnliches Stilleben hast du da.« Ich hatte mich der Ölmalerei, die an der Wand hinter mir hing, zugewandt.

»War ja auch ein außergewöhnlicher Maler«, antwortete er.

»Sind das in gewisser Weise nicht alle Maler?«, fragte ich.

Er unterbrach sein Gemüseschneiden und betrachtete das Bild. »Dieser war speziell, ein Großer seiner Zeit. Schuch, wenn dir das etwas sagt.« Er sah mich an, aber ich musste ihn enttäuschen. Der Name sagte mir nichts.

»Das geht vielen so«, entschuldigte Andrin meine Unwissenheit. »Seine Malerkollegen haben ihn hoch geschätzt, das Publikum weniger. Er hat darunter gelitten, so verkannt zu werden. Seine letzten Lebensjahre hat er in einer Wiener Nervenheilanstalt verbracht, in geistiger Umnachtung, wie es damals hieß. Im Fieberwahn hat er gerufen, er wäre der beste Maler der Welt, eine verzweifelte Äußerung, die sogar von seiner eigenen Frau nur belächelt wurde. Meiner Ansicht nach hatte er Recht.«

Andrin drehte mir den Rücken zu und schnippte konzentriert an der Zucchini herum. Nach einer Weile fing er wieder an zu sprechen und erkundigte sich ganz beiläufig, so, als sei es ihm gerade in den Sinn gekommen, nach dem, was ich beruflich machte. Er war ein miserabler Schauspieler, dem es nicht gelang, seine Überraschung zu verbergen, als ich wahrheitsgemäß »Schriftstellerin« antwortete. Er erstarrte wie schockgefrostet, als hätte ich mich plötzlich als Auftragskillerin geoutet oder ihm wenigstens wie eine Karatekämpferin einen brutalen Nackenschlag versetzt. In Zeitlupentempo drehte

er sich um, das scharfe, lange Messer in der Hand. Die Stimme getränkt mit finsterstem Misstrauen, fragte er: »Doch nicht etwa Journalistin?«

»Nein, nein!«, wehrte ich ab und dachte: Ganz dünnes Eis! Hier hatte jemand offenbar extrem schlechte Erfahrungen mit dieser Berufsgruppe gemacht. Ehe ich in Sippenhaft genommen wurde, stellte ich klar, dass ich nicht dazugehörte. »Ich bin Schriftstellerin«, sagte ich, »und schreibe alles Mögliche, Erzählungen, Romane, Hörspiele, was eben so anfällt.«

»Und du bist unterwegs, um ...«, begann er vorsichtig und voller Argwohn einen Satz, damit ich ihn beendete.

Ich befürchtete ernsthaft, es würde nichts zu essen geben, wenn es mir nicht gelang, seine Bedenken zu zerstreuen, und so erzählte ich ihm, dass ich auf dem Weg nach Italien war, um im Apartment meines Verlegers die Biografie eines prominenten Großindustriellen zu schreiben. »Zu Hause habe ich das aus verschiedenen Gründen nicht hinbekommen«, gab ich zu. »Jupp, so heißt mein Verleger, überlässt mir sein Apartment nicht uneigennützig. Es liegt ihm viel daran, dass ich die Biografie schreibe, weil es der ausdrückliche Wunsch unseres Auftraggebers ist, den ich im Übrigen durch nichts begründet sehe.«

Andrin, immer noch misstrauisch, wollte wissen, um welchen Großindustriellen es sich handelte.

»Sorry«, sagte ich und tat so, als würde ich meine Lippen mit einem Reißverschluss verschließen. »Ich habe einen Vertrag unterschrieben und der verbietet mir, den Namen des Auftraggebers preiszugeben. Deshalb nenne ich ihn immer Hape.«

»Hape für Hans Peter?«, versuchte er einen Namen ins Spiel zu bringen.

»Nein«, sagte ich, »Hape wie Haupt und Person.«

Wahrscheinlich fand Andrin diese Erklärung zu simpel, um ausgedacht zu sein, denn jetzt schien er mir zu glauben. »Ah, so ist das!«, sagte er und widmete sich danach, ohne das Verhör fortzuführen und, wie mir schien, wesentlich entspannter, erneut der Zubereitung des Abendessens.

Der Ofen war schon angeheizt, er hatte den Teig vorbereitet und eine Backform damit ausgelegt. Für den Belag nahm er eines der großen olivgrünen Eier, schlug es auf und ließ zwei goldgelbe Dotter in die Schüssel fließen.

»Das ist ja verrückt«, sagte ich, »ein Zwillingsei!«

»Unsere Hühner legen fast nie Eier mit nur einem Dotter«, meinte er, griff nach dem nächsten Ei, schlug es an den Rand der Schüssel, klappte es auseinander und zeigte mir die Hälften. »Schau«, sagte er direkt freundlich, und tatsächlich enthielt jede Schale einen eigenen Dotter.

Ich staunte, lobte die Hühner und ihre Eier und nahm unseren kleinen Dialog als Zeichen, dass er mir von nun an positiver und ohne dieses geballte Misstrauen begegnen würde. Natürlich wollte ich wissen, woher die Doppeldottrigkeit kam, und während er die Eier mit Salz, Pfeffer und Muskatnuss würzte und zu einer dickflüssigen Masse verquirlte, erklärte er die außergewöhnliche Legeleistung seiner Hennen mit den besonderen Bedingungen in Voglweh. »Das Tal liegt einfach sehr günstig und hat ein spezielles Mikroklima«, sagte er. »Und unser Wasser ist auch sehr gut.«

Den Rest schob er kurzerhand der globalen Klimaerwärmung in die Schuhe. Während er mich für seine Verhältnisse wortreich und geradezu locker plaudernd mit Allgemeinplätzen abspeiste, kippte er die Zwiebeln und den Speck auf den Teigboden, schichtete die Zucchinischeiben fächerförmig darauf und goss die Eiersauce darüber. Als die Quiche im Ofen war, richtete er die Vorspeise. Wegen der Tomatenschwemme gab es aufgeschnittene Tomaten, die er lediglich mit Salz und Pfeffer würzte und mit frisch gehackter Petersilie und Oregano bestreute. Dazu stellte er Weißbrot und eine flache Schale mit Olivenöl auf den Tisch. »Zum Tunken und gegen den größten Hunger!«

Bevor er sich setzte, stand er eine Weile sinnend vor dem Fenstersims mit seinen Tonkrügen und musterte sie wie ein Weinkenner seine besten Tropfen, wenn die Entscheidung, welcher Wein am besten zum Essen passt, wohl überlegt sein will. Schließlich entschied er sich für einen dunkelbraun glasierten Krug mittlerer Größe.

Er nahm das Holzbrett ab und schwenkte ihn ein paar Mal im Kreis. Wie bei dem Krug, den er mir bei meiner Ankunft auf den Tisch gestellt hatte, lag auch in diesem ein Stein, den die Rotation in Bewegung gesetzt hatte, so dass er am Boden des Gefäßes hin und her kullerte. Wie ein Sommelier schenkte Andrin sich einen Schluck ein und probierte ihn. »Genau das Richtige als Aperitif!«, urteilte er und goss uns beiden das erste Glas ein. Wieder handelte es sich nur um Wasser und ich kann nicht leugnen, dass ich mich von dem Tamtam, das er um dieses Wasser machte, leicht auf den Arm genommen fühlte.

Ich vermutete einen Gag oder einen esoterischen Spleen, merkte aber rasch, dass er es ernst meinte. Weil ich keine Spielverderberin sein wollte, nahm ich ebenfalls nur einen Schluck und spülte ihn, wie man es bei einer Weinverkostung macht, im Mund hin und her. Aber das war alles nur Show, von der ich hoffte, er würde sie nicht durchschauen. Tatsächlich konnte ich beim besten Willen nicht herausschmecken, warum gerade das Wasser aus diesem Krug besonders geeignet sein sollte, als Aperitif getrunken zu werden. Trotzdem sagte ich, es wäre ein sehr gutes Wasser und verschwieg, dass ich keine außergewöhnliche Geschmackskomponente entdeckt hatte. Das Wasser war in Ordnung, gutes frisches Wasser eben, und da ich Durst hatte, trank ich mein Glas in einem Zug aus. Dann nahm ich von den Tomaten, tunkte Weißbrotstücke in das Olivenöl und erkundigte mich, um freundliche Aufmerksamkeit zu signalisieren: »Was ist das denn nun für eine Geschichte mit dem Wasser?«

»Eine lange!«, antwortete mein Gastgeber lapidar und schenkte sofort nach, als er das leere Glas sah.

Meine Frage war damit zwar mehr als unzureichend beantwortet, aber das war eigentlich völlig nebensächlich, zumal es jetzt ein ausgesprochen lustiger Abend wurde. Mit jedem Glas Wasser, egal aus welchem Krug er später einschenkte, wurde die Stimmung am Tisch lockerer. Zuerst gaben wir uns alle Mühe, die Tomaten- und Zucchini-vorräte zu dezimieren. Nach der Vorspeise kam die dampfende Quiche auf den Tisch. Nun ist eine Quiche nicht eben die exquisiteste aller Speisen und auch nicht sonderlich anspruchsvoll in ihrer Zubereitung, aber diese war schlicht der Wahnsinn. Vielleicht

lag es an der Kombination von dem einsamen Haus in den Bergen mit Silberbesteck und Stoffservietten und an dem ganzen Bohei, den Andrin wegen des komischen Wassers veranstaltete, dass mir alles so gut schmeckte. Vielleicht lag es ganz einfach auch nur an meinem enormen Hunger. Bis auf einen kümmerlichen Rest aßen wir die ganze Quiche auf und dabei kam ich mir in jeder Sekunde wirklich wie ein hoch geschätzter Gast bei einem Festmahl vor. Getränketechnisch ließen wir es richtig krachen: Das Wasser floss in Strömen, zur Hauptspeise zur Abwechslung aus einem blauen Krug, wobei sich mir auch in diesem Fall das Auswahlkriterium nicht erschloss. Wasser floss in unsere Gläser, floss unaufhörlich vom Himmel, gleichförmiges Regenrauschen bildete das Basisgeräusch unserer Gespräche, bis es irgendwann so sehr dazugehörte, dass ich es überhaupt nicht mehr wahrnahm und keinen Gedanken daran verschwendete, ob diese Wassermassen eine Konsequenz für meine Weiterreise am nächsten Morgen haben würden. Nur die Donnerschläge, die sich jetzt häuften, störten und ließen sich nicht ausblenden. Bei jedem Schlag kräuselte sich die Oberfläche des Wassers in unseren Gläsern.

Zum Nachtschisch stellte Andrin eine Schüssel mit getrockneten und gesalzenen Tomaten sowie kleine Schnapsgläser auf den Tisch. Wieder schenkte er Wasser ein, zur Abwechslung aus einem kleinen dunkelgrünen Krug und sehr sparsam dieses Mal, nur zwei Fingerbreit. »Zur besseren Verdauung«, sagte er.

„Na sdorówje!«, prostete ich ihm zu und dann machten wir uns über die krossen Tomatenchips her, weil auch hier unerschöpflicher Nachschub drohte.

Je länger wir beisammensaßen, desto vergnügter wurden wir. Ich kann mich zwar nicht erinnern, worüber wir sprachen, aber es war bestimmt nichts Weltbewegendes. Wir tranken Wasserschnaps, hatten gute Laune und unterhielten uns prächtig. Wir lachten über Nichtigkeiten und unser Lachen nahm dem Unwetter, das in dieser Nacht über dem Tal festsäß, alle Bedrohlichkeit. »Was ist das auch für ein merkwürdiges Unwetter«, nuschelte ich und meine Stimme hörte sich an, als wäre ich betrunken. »Komische Gewitter habt ihr hier, überall Donner und keine Blitze.«

Andrin deutete eine Verbeugung an, als wolle er sich für die Unvollständigkeit des Unwetters entschuldigen und bemühte sich dabei erfolglos, den nächsten Lachanfall zu unterdrücken.

»Eure Gewitter, die wollen erst mal echte Gewitter werden«, kicherte ich albern, »gerade wie Papiertiger, ziemlich zahnlose Papiertiger.«

Darüber hätten wir uns ausschütten können vor Lachen. Wenn das Lachen abebben wollte, sagte einer von uns beiden wieder »ziemlich zahnlos« oder »Papiertiger« und wir lachten hemmungslos weiter. Ich hielt mir den Bauch, der vor lauter Lachen richtig wehtat, derweil das Grollen und Donnern ums Haus herum immer gewalttätiger wurde. Die Luft vibrierte, Bodendielen, Tisch, Gläser, alles zitterte und bebte, das ganze Gebäude schien sich zu schütteln, und mir liefen Lachtränen über die Wangen und ich weiß noch, dass ich dachte, so viel habe ich seit Jahren nicht mehr gelacht.

## *Der erste Morgen*

Wenn man sich mit Wasser betrinken kann, hatte ich an meinem ersten Abend in Voglweh ganze Arbeit geleistet. Allein die Treppe hinauf in den ersten Stock war eine echte Herausforderung gewesen. Wie betäubt war ich ins Bett gefallen und hatte, soweit ich mich erinnern kann, nicht einmal Zähne geputzt.

Da war nichts, was meine entspannte Sorglosigkeit erschüttert hätte, nicht die Frage nach der Weiterreise, nicht die ungewohnte Umgebung oder die Geräusche, die das fremde Haus von sich gab, all das Knarren und Ächzen der Balken und der Dielen und das Rütteln an den Fensterläden. Und das Unwetter, das sich in dieser Nacht wie ein freigelassener Kettenhund über dem Tal austobte, war mir völlig gleichgültig gewesen. Todmüde und erschöpft war ich eingeschlafen, kaum dass mein Kopf das Kissen berührte.

Am nächsten Morgen wurde ich erst gegen zehn Uhr wach. Es regnete immer noch, aber das Gewitter schien über Nacht weitergezogen zu sein. Das Donnerrollen war verstummt und das Haus stand wieder stabil auf seinen Grundmauern.

Während ich mich anzog, verbuchte ich zwei Dinge als glückliche Fügung. Zum einen hatte ich von meiner gestrigen Wanderaktion keinen Muskelkater zurückbehalten, zum anderen bescherte mir die Tatsache, dass ich einen vollgepackten Rucksack an der Grenze meines Leistungsvermögens den Berg hochgeschleppt hatte, ein bescheidenes Kontingent an Kleidungsstücken zum Wechseln.

Im Haus war alles ruhig, von draußen waren Baustellengeräusche zu hören. Jemand hämmerte und klopfte, und manchmal kreischte ein Trennschleifer auf einer unangenehmen Frequenz. Andrin war offenbar schon an der Arbeit und ich beschloss, mir etwas zum Essen zu organisieren und mich dann auf die Suche nach ihm zu machen. Als ich in die Küche kam, war dort ein Frühstück für mich gerichtet. Auf dem Tisch stand eine Schale mit Äpfeln, ein goldglänzender Rosinenzopf lag angeschnitten auf einem Holzbrett, dazu gab es Butter und Marmelade und eine Thermoskanne, die allerdings keinen Kaffee, sondern heißen Kräutertee enthielt. Andrin hatte einen Zettel mit einer Nachricht unter der Kanne deponiert, die mich aufgrund der anhaltend schlechten Wetterlage nicht sonderlich überraschte. »Passfahrt heute nicht möglich. Bin auf der Baustelle. A.«

Fahr ich halt morgen weiter, dachte ich und war froh, dass meine Füße so noch einen Tag länger Zeit hatten, sich von den Strapazen des Vortags zu erholen.

Ich setzte mich auf die Eckbank unter das Camembertbild des irren Malers, auf den Platz, der seit dem gestrigen Abend schon ein bisschen der meine war, und frühstückte. In der Küche war es angenehm warm. Von irgendwo kam eine graugetigerte Katze ange laufen. Sie strich um meine Beine, sprang dann mit einem Satz auf meine Knie und drehte sich auf der Suche nach dem gemütlichsten Plätzchen ein paarmal um die eigene Achse. Ihre Krallen zogen feine Baumwollschlingen aus meiner Jeans. Schließlich rollte sie sich auf meinen Schoß zusammen, schnurrte leise und schreckte erst auf, als jemand die Terrasse betrat und sich der Küchentür näherte.

Schuhe wurden ausgezogen, fielen polternd zu Boden. Ein Regenschirm wurde geschüttelt und abgestellt. Dann ging die Tür auf und Uta kam herein, »Mistwetter, elendes!« schimpfend. Sie brachte einen Schwall kaltfeuchte Luft mit in die Küche. »Guten Morgen!«, sagte sie und hob scherzhaft drohend den Zeigefinger. »Den wünsche ich dir, obwohl du uns dies vermaledeit schlechte Wetter mitgebracht hast. Hast du gut geschlafen?«

»Ich hab prima geschlafen«, antwortete ich, »wie ein Baby!«

»Sehr gut!«, sagte sie, fischte aus den Taschen ihrer Strickjacke zwei dieser Rieseneier in Olivgrün und legte sie zu den anderen in den Korb. Mit einer Kopfbewegung deutete sie nach draußen und kommentierte das neuerliche Aufheulen des Trennschleifers fast vorwurfsvoll: »Er baut wieder einen Schutzraum!«

»Wegen der Raubvögel?«, fragte ich und fand die Idee, Federhühner, das derart außergewöhnliche Eier legen konnte, vor Räufern zu schützen zu wollen, nicht verkehrt. »Für die Hühner?«, präziserte ich meine Frage und deutete auf den Eierkorb, weil sie mich verständnislos ansah.

»Ach so, das. Nein!«, sie schüttelte den Kopf. »Wegen der Steine.« Sie nahm eine Tasse aus dem Schrank, schenkte sich Tee ein und setzte sich zu mir an den Tisch. Die Katze wechselte sofort auf ihren Schoß. »So ist das eben hier oben«, sagte sie und streichelte der Grauetigerten über das Fell. Ich wusste nicht, ob sie Andrius Bauarbeiten, seinen Hang zum Errichten von Schutzräumen, die Doppeldotter der Eier oder schlicht die Treulosigkeit der Katze meinte. »Wie lange bleibst du?«, wollte sie wissen.

»Offenbar noch eine Nacht«, sagte ich und hielt ihr den Zettel

mit Andrins Nachricht hin. »Ich bin auf dem Weg nach Italien und will eure Gastfreundschaft bestimmt nicht länger als unbedingt nötig in Anspruch nehmen.«

»Papperlapapp!«, winkte sie lässig ab. »Und was soll das denn heißen? In Anspruch nehmen?«

»Na ja«, sagte ich, »besonders erfreut schien Andrin gestern nicht gewesen zu sein, als er mich hierher mitnehmen musste.«

»Ach, Unsinn«, meinte Uta. »Das darfst du nicht überbewerten! Er denkt immer, es käme jemand, um zu spionieren!«

Während ich noch überlegte, was es in diesem abgelegenen und verlassenem Winkel der Erde zu spionieren geben könnte, erkundigte sie sich nach Ziel und Zweck meiner Reise. Wie ich auf die absurde Idee gekommen war, den Pass zu Fuß zu überqueren, interessierte sie hingegen überhaupt nicht, und so erzählte ich bereitwillig von meinem Beruf, von dem Apartment im Haus am Meer, das Jupp mir zur Verfügung gestellt hatte, und sie hielt ihn genau so lange für einen großzügigen und uneigennütigen Philanthropen, bis ich den mit dem Aufenthalt verbundenen Arbeitsauftrag samt all seiner Schwierigkeiten umrissen hatte und von Klausur sprach, in die ich mich begeben wollte.

An dem Wort Klausur hakte sie ein. »Das klingt ja fürchterlich!«, entrüstete sie sich. »Schieb der dich zum Arbeiten in irgend so ein italienisches Kaff ab? Weißt du, wie ich das nenne? Sklaverei nenne ich das!«

Meinen Einwand, dass ich mit dieser Arbeit schließlich mein Geld verdiente und nicht gezwungenermaßen in irgendein langweiliges Kaff, sondern freiwillig in ein attraktives Hafenstädtchen

reiste, wollte sie nicht gelten lassen. Es brauchte viele Worte und eine Menge Überzeugungsarbeit, um Jupp nicht als kompletten Ausbeuter und Fiesling dastehen zu lassen.

»Du kannst auch hier arbeiten. Niemand wird dich zur Abreise drängen und du kannst so lange bleiben, wie du willst«, entschied sie resolut, schubste die Katze vom Schoß und stand auf. »Wir haben so viel Platz hier oben, so viele leerstehende Zimmer und Häuser. Im Grunde genommen kannst du beinahe an jedem Tag in einem anderen wohnen. Ich mach das auch so!«

Ich nickte, sagte: »Verstehe!«, aber insgeheim dachte ich, dass sie doch gehörig übertrieb.

Als Uta gegangen war, räumte ich den Frühstückstisch ab und versorgte das benutzte Geschirr. Ich schlüpfte in meine Jacke, die Andrin über eine Stuhllehne gehängt hatte. Sie war über Nacht trocken geworden. Er hatte mir ein Paar feuerwehrrrote Gummistiefel neben den Stuhl gestellt, als Alternative zu meinen eigenen Schuhen. Die Stiefel waren genau den Zentimeter zu groß, um nicht an meinen malträtierten Zehen zu drücken. Ich zog die Kapuze über den Kopf und verließ die heimelige Küche. Wetterfest ausgestattet machte ich mich auf den Weg zur Baustelle.

### *Die Baustelle*

Ich lief um den Garten mit dem nachhaltigen Improgewächshaus herum, überquerte eine kleine Wiese und gelangte so zu dem Haus mit

dem Wellblechunterstand. Von nahem betrachtet sah es nicht einmal so übel aus. Die Fenster waren neu gemacht, das Dach ausgebessert. Im Flur, hinter der geöffneten Haustür, standen die Badezimmererelemente, die gestern noch auf der Ladefläche des Jeeps gelegen hatten. Auch der Trennschleifer, der für den Höllenlärm verantwortlich war, stand dort und hatte bereits jede Menge Staub erzeugt.

Ich folgte den Abdrücken stark profilierter Arbeitsschuhe ins Badezimmer, wo Andrin auf einem umgedrehten Eimer saß und an einer Wand herumklopfte. »Ah, die Langschläferin! Und die Gummistiefel hat sie auch gefunden!«, begrüßte er mich und war bester Laune.

»Gut gefrühstückt hat sie auch schon«, sagte ich und freute mich, dass sich der lockere Ton und die gegenseitige Wertschätzung, in die wir uns beim Abendessen getrunken hatten, über die Nacht gerettet hatte. »Und sie bedankt sich fürs Frühstück und wünscht ihm einen guten Morgen!«

Er lachte. »Hast du meine Nachricht gefunden? Ich hätte dich ja heute gerne über den Pass gebracht, aber es ist bei dem Wetter einfach zu gefährlich.«

»Mach dir keine Gedanken. Bleib ich halt eben noch einen Tag, wenn das okay für euch ist.«

Damit war er zufrieden. Er nickte, stand auf und klopfte sich eine Wolke Staub aus den Kleidern. Dann kramte er seine Rauchutensilien hervor, stopfte sich eine Pfeife und zündete sie an. Als die Pfeife gut brannte, lud er mich zu einem Rundgang durchs Haus ein. Er arbeitete seit dem frühen Morgen und eine kleine Pause kam ihm offensichtlich gerade recht.

## *Inhalt*

Jupp 5 | Die Bahnfahrt 17 | Der Aufstieg 26 | Der Jeep 32 | Voglweh 42 | Das Gästezimmer 53 | Abendessen 58 | Der erste Morgen 66 | Die Baustelle 70 | Der Imperial 76 | Der Koch 80 | Wasserkrüge 90 | Biografie 2.0 97 | Die Badewanne 105 | Schlechtwetter 112 | Frag Andrin 119 | Die Rinne 122 | Das Mannaprojekt 129 | Ein Telefonat 137 | Superwoman 143 | Der Staffelstab 149 | Fata Morgana 55 | Das Beben 163 | Nachtschicht 167 | Eine Delikatesse 174 | Nachlässigkeiten 181 | Im Hauptlager 189 | Die Böden 199 | Heimwerkerparadies 209 | Stippvisite 215 | Uta kocht 223 | Kontrollgänge 234 | Die Rinder 242 | Warten 248

## **Martina Altschäfer: Andrin**

Roman

Mirabilis Verlag, 1. Auflage 2020

<https://www.mirabilis-verlag.de>

Text, Coverabbildung und Zeichnungen: © Martina Altschäfer

Druck und Bindung:

Standartų spaustuvė, www.standart.lt, Vilnius, Litauen

ISBN 978-3-947857-05-0



Zusätzlich zur regulären Ausgabe erscheint eine auf 30 Exemplare limitierte Auflage mit einem Original-Holzchnitt von Martina Altschäfer:

»Straße zum Pass«, 2020, Holzschnitt in 6 Farben von 3 Platten, 12,5 x 18,5 cm, zum Preis von 95 € (inkl. der gesetzlich geltenden MwSt).

Alle Rechte liegen beim Verlag. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlags darf kein Teil des Werkes in irgendeiner Form wiedergegeben, vervielfältigt und verbreitet werden.